

Uhlant als Tiederdichter.

Vortrag zum Besten bedrängter Landwehrfamilien
gehalten am 25. Juni 1867.

Geehrte Versammlung!

Als wir im vergangenen Jahre Rückert's Gedächtniß feierten, konnten wir uns auf dem Zaubermantel der Rückert'schen Poesie in ferne Gegenden versetzen und uns in den Gärten der arabischen, persischen, indischen und chinesischen Poesie einen Blütenstrauß pflücken. Heute, wo wir uns, verehrte Anwesende, mit Uhlant, dem Zeit- und Geistesgenossen Rückert's beschäftigen wollen, werden wir uns mit einem Strauße von heimischen Blumen begnügen müssen.

Allerdings hat auch Uhlant einmal einen Ritt in's alte romantische Land gemacht — es war in Frankreich, wo er altfranzösische Manuscripte studirte und mit dem Plane umging, ein „Märchenbuch des Königs von Frankreich“ zu schreiben, in welchem die Sagen der verschiedenen französischen Stämme am Hofe des Königs von Frauen und Rittern erzählt werden und vom Kanzler aufgezeichnet und im königlichen Schatze niedergelegt werden sollten — aber dieser Plan ist nicht zur Ausführung gekommen. Die paar altfranzösischen Gedichte, welche wir in der Ausgabe der Uhlant'schen Gedichte finden, sind die einzige poetische Frucht dieser Studien geblieben und haben niemals die Popularität erlangt, wie die übrigen reindeutschen Gedichte Uhlant's. Wollen wir demnach an der Hand unseres Dichters einen Spaziergang machen, so haben wir nicht weit zu gehen, denn wir bleiben ja daheim in unserm lieben Vaterlande.

Zwar ist es Schwaben, also Süddeutschland, wohin er uns zumeist führt; wir sind aber, denk' ich, auch dort daheim. Denn die Linien, welche auf der Landkarte durch die Gauen Deutschland's gehen, gehen nicht durch unsere Herzen. Was der Professor der Theologie, Dr. Meuß in Straßburg, in Bezug auf die Elsasser und die am andern Rheinufer wohnenden Deutschen gesagt hat: „Für uns Elsasser wohnt auf beiden Rheinufern nur Ein Volk; Schlachten und Welthandel können uns zersplittern und durch Zollhäuser und Schlagbäume trennen; aber die Herzen scheiden sie nicht“ — dasselbe gilt doch gewiß vom Main mindestens ebensogut wie vom Rhein. Sowie Schwabens Herzogsfahne einst in den Schlachten des deutschen Reichs das Vordertreffen führte, so sehen wir in den Schlachten, die auf dem Gebiete der deutschen Wissenschaft geschlagen wurden, namentlich in der Theologie und Philosophie, sowie in

dem Wettkampfe um die Palme der Dichtkunst die Schwaben stets in den vordersten Reihen. Schwaben hat dem deutschen Volke in Schiller den populärsten deutschen Dichter geschenkt, den Dichter, an dessen hundertjährige Gedächtnisfeier sich unsere schönsten nationalen Erinnerungen knüpfen. Und ihm tritt würdig zur Seite sein Landsmann Ludwig Uhland, dessen poetische Wirksamkeit gerade in dem Jahre beginnt, in welchem die unseres Schiller abschließt; denn die frühesten Gedichte Uhland's stammen aus dem Jahre 1805, dem Todesjahre Schiller's.

Uhland ist kein so fruchtbarer Dichter wie Schiller. Seine lyrischen und epischen Gedichte füllen einen mäßigen Band und einen noch kleineren seine dramatischen Werke. Dennoch wird es mir in dem heutigen Vortrage nur möglich sein, Uhland als Liederdichter zu schildern, und auch dieses kann mir nur dadurch einigermaßen gelingen, daß mir die Kunst des Gesanges dabei ergänzend zur Seite steht.

Uhland's Lyrik behandelt zunächst das Thema, welches wohl jedem Sterblichen einmal gestellt wird und von Jedem auf eigene Weise gelöst werden muß, sei es zum Leide, sei es zur Freude, das Thema, welches von den Dichtern immer wieder und immer wieder besungen und doch niemals ausgesungen wird: die Liebe.

Auch Uhland's Lyra schlägt Liebesaccorde an: zarte, liebliche, tiefempfundene.

Da giebt es Lieder, in denen der Dichter seinem Liebchen Lebewohl sagt, in denen er singt vom Scheiden und Meiden:

So soll ich nun dich meiden,
Du, meines Lebens Lust!
Du küssest mich zum Scheiden,
Ich drücke dich an die Brust.

Ach Liebchen, heißt das meiden,
Wenn man sich herzt und küßt?
Ach Liebchen, heißt das scheiden,
Wenn man sich fest umschließt?

Und eine ganze traurige Liebesgeschichte verkündet uns die „Nachtreise“:

Ich reit' in's finstre Land hinein,
Nicht Mond noch Sterne geben Schein,
Die kalten Winde tosen.

Oft hab' ich diesen Weg gemacht,
Wenn gold'ner Sonnenschein gelacht,
Bei lauer Lüfte Rosen.

Ich reit' am finstern Garten hin,
Die dürren Bäume sausen drin,
Die welken Blätter fallen.

Hier pflegt' ich in der Rosenzeit,
Wenn Alles sich der Liebe weicht,
Mit meinem Lieb zu wallen.

Erloschen ist der Sonne Strahl,
Berwelkt die Rosen allzumal,
Mein Lieb zu Grab getragen. —

Man merkt es diesen Liebern an: es sind keine gemachten, erheuchelten Empfindungen darin ausgesprochen; aber die Beziehungen im Einzelnen nachzuweisen, bin ich nicht im Stande und wenn ich auch wüßte, auf wen, wo und bei welcher Gelegenheit dies oder jenes Uhländ'sche Liebeslied gedichtet ist, ich wäre nicht indiscret genug, es zu verrathen. Doch in etwas will ich den Schleier lüften, soweit ihn Uhländ nämlich selbst gelüftet hat. Sie Alle kennen die schöne oft gesungene Ballade von den drei Burschen, die über den Rhein zogen und bei einer Frau Wirthin einkehrten, deren schönes Töchterlein ihnen wohl schon oft den Becher kredenzt hatte. Das verräth schon ihre Frage:

Frau Wirthin, hat Sie gut Bier und Wein?

Wo hat Sie Ihr schönes Töchterlein?

Aber die, nach der sie fragten, war todt —

Und als sie traten zur Kammer hinein,

Da lag sie in einem schwarzen Schrein.

Der erste, der schlug den Schleier zurück

Und schaute sie an mit traurigem Blick:

Ach, lebst du noch, du schöne Maid!

Ich würde dich lieben von dieser Zeit.

Der zweite deckte den Schleier zu

Und lehrte sich ab und weinte dazu;

Ach, daß du liegst auf der Todtenbahr!

Ich hab dich geliebet so manches Jahr.

Der dritte hob ihn wieder sogleich

Und küßte sie an den Mund so bleich:

Dich lieb' ich immer, dich lieb' ich noch heut,

Und werde dich lieben in Ewigkeit.

Man hat wer weiß was in diesem Gedichte gesucht. Man hat es allegorisch aufgefaßt und bei der Wirthin Töchterlein an die unter dem Rauschen der Concerte, Opern und Bankette des Wiener Congresses begrabene deutsche Freiheit gedacht.

Ja, man hat sogar die drei Verehrer dieser Tochter der Germania ausfindig gemacht. Die beiden ersten sollen die Kaiser von Oesterreich und Rußland sein, wobei völlig räthselhaft bleibt, wer von diesen beiden gekrönten Häuptern mit Beziehung auf die deutsche Freiheit sagen kann:

Ach, daß du liegst auf der Todtenbahr!

Ich hab' dich geliebet so manches Jahr.

Es müßte dies wenigstens eine ganz heimliche Liebe gewesen sein, etwa eine solche wie die, von der es im Volksliede heißt:

Kein Feuer auf Erden auch brennet also heiß,

Als heimliche Liebe, die Niemand nicht weiß.

Der dritte aber, der von sich sagt, daß er die Tochter der Germania immer geliebt habe und lieben werde bis in Ewigkeit — dieser treueste Verehrer der deutschen Freiheit soll der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen sein. Nun, mit dieser Auslegung könnten wir Preußen, den' ich, wohl zufrieden sein; aber leider hat dieselbe einen großen Fehler, nämlich den, daß sie falsch ist. Das Gedicht kann sich nämlich gar nicht auf die Freiheitskriege beziehen; denn es ist nachweislich bereits 1809, also mehrere Jahre vor den Freiheitskriegen gedichtet. Es bezieht sich vielmehr auf einen speciellen Vorgang aus dem Leben Uhländ's, von

dem wir erst vor einigen Jahren Kunde erhalten haben. Als nämlich dem Dichter bei seinem fünfzigjährigen Doctorjubiläum im Jahre 1860 von den Tübinger Studenten ein Fackelzug gebracht und dabei auch das Lied „der Wirthin Töchterlein“ gesungen wurde, trat der Jubilar plötzlich in den Kreis der Sänger und bat, die beiden letzten Strophen nicht zu singen; denn der dritte, von dem er erzählt habe, sei er selbst.

„Dich lieb' ich immer, dich lieb' ich noch heut,
Und werde dich lieben in Ewigkeit.“

Mit diesen Worten ist uns also ein Blick eröffnet in die Herzensgeheimnisse unseres Dichters: es zittert durch die Klänge dieses Liebes die Klage des jugendlichen Dichters um das gestorbene Lieb, das er, wie es scheint, auch in der vorher mitgetheilten „Nachtreise“ betrauert:

„Erloschen ist der Sonne Strahl,
Verwelkt die Rosen allzumal,
Mein Lieb zu Grab getragen“ —

und das er noch nicht vergessen hat, als schon das Schneeweiß des Alters seine Schläfe zierte.

Aber Uhland's Liebeslyrik schlägt nicht immer diesen traurig ernstern Ton an. Schon in dem Liede „Abreise“ ist Scherz und Ernst in höchst ergötzlicher Weise gemischt. Das humoristische Liedchen lautet:

So hab' ich nun die Stadt verlassen,
Wo ich gelebet lange Zeit;
Ich ziehe rüftig meiner Straßen,
Es giebt mir niemand das Geleit.

Man hat mir nicht den Rock zerrissen,
(Es wär' auch schade für das Kleid)
Noch in die Wange mich gebissen
Vor übergroßem Herzeleid.

Auch keinem hat's den Schlaf vertrieben,
Daß ich am Morgen weiter geh',
Sie konnten's halten nach Belieben,
Von Einer aber thut mir's weh.

Es fehlt aber auch nicht an bloßen Scherzen: einen solchen sehe ich z. B. in dem Liedchen „Seliger Tod“, welches Uhland als zwanzigjähriger Jüngling gedichtet hat:

Gestorben war ich
Vor Liebeswonne;
Begraben lag ich
In ihren Armen;
Erwecket ward ich
Von ihren Küssen;
Den Himmel sah ich
In ihren Augen.

Das sind, wie es auf den ersten Anblick scheint, allerdings ganz entseztlich offenherzige Bekenntnisse; aber es scheint auch nur so. Im Grunde sind es nichts als Träume, Träume, wie sie so ein verliebter Jüngling etwa zu träumen pflegt. Das beweist ganz unzweifelhaft das Sonett mit der Ueberschrift „Entschuldigung“, welches nach dem oben angeführten Liedchen gedichtet ist. Darin legt Uhland folgendes Geständniß ab:

Was ich in Liedern manches Mal berichte,
 Von Küßen in vertrauter Abendstunde,
 Von der Umarmung wonnevollem Bunde,
 Ach, Traum ist leider Alles und Gedichte.

Damit will ich aber keineswegs behauptet haben, daß seine Zärtlichkeiten stets im Bereich des Papiers geblieben seien, auf welches sie geschrieben waren. Und daß sie nicht unerwiedert blieben, scheint folgende „Antwort“ zu beweisen:

Das Nüsschen, das Du mir geschickt,
 Von Deiner lieben Hand gepfückt,
 Es lebte kaum zum Abendroth,
 Das Heimweh gab ihm frühen Tod;
 Nun schwebet gleich sein Geist von hier
 Als kleines Lied zurück zu Dir.

Neben diesen Liebesklängen sind es Laute inniger Freude an der Natur, die durch Uhländ's Lyra tönen.

In einem reizenden Madrigal verkündet er das Lob des Frühlings:

Saatengrün, Beilhenduft,
 Lerchenwirbel, Amselschlag,
 Sonnenregen, linde Luft!
 Wenn ich solche Worte singe,
 Braucht es dann noch großer Dinge,
 Dich zu preisen, Frühlingstag?

In einem andern Liebchen „Einkehr“, welches jedes Kind kennt, macht er den Apfelbaum zu einem Wirths Wundermild, welcher seinem Gaste, nachdem er ihn reichlich mit süßer Kost und frischem Schaum genährt, auch ein Bett bereitet auf weichen, grünen Matten und zuletzt ihn noch selber zudeckt mit seinem kühlen Schatten. Das ist gewiß ein Wirth, wie man ihn sich nur wünschen kann, besonders wenn man daran denkt, wie dieser Wirth sich bei Regulirung der Rechnung benimmt. Denn fragt man nach der Schuldigkeit, so heißt es nicht, wie bei andern Wirthen: Bei mir wird Alles baar bezahlt; sondern:

Da schüttelt er den Wipfel —

Wir können es dem Gaste gewiß nicht verdenken, ja wir stimmen ihm gewiß Alle gern bei, wenn er von einem so unvergleichlichen Wirths mit den Dankesworten Abschied nimmt:

Gefegnet sei er alle Zeit
 Von der Wurzel bis zum Gipfel!

Aber dieser Freude an der Natur ist auch ein Tropfen Vermuth beigemischt. Es ist der hienieden immer wiederkehrende Gegensatz zwischen Entstehen und Vergehen, zwischen Blühen und Verwelken, zwischen Leben und Tod; ein Gegensatz, der uns auch schon in der Ballade „Der Wirthin Töchterlein“ entgegen getreten ist: hier die volle frische Lebenslust, dort die Stille und Starrheit des Todes; hier die in voller Jugendblüthe prangenden Bursche, dort der Wirthin Töchterlein starr und bleich auf der Todtenbahre. Denselben Ton schlägt Uhländ in dem „Nachruf“ an:

In meinen Füßen sinkt ein Blatt,
 Der Sonne mild', des Regens satt;
 Als dieses Blatt war grün und neu,
 Hatt' ich noch Eltern lieb und treu.

O wie vergänglich ist ein Laub,
Des Frühlings Kind, des Herbstes Raub!
Doch hat dies Laub, das niederbebt,
Mir so viel Liebes überlebt.

Was Uhland da gesungen, das hat er selbst erlebt: es ist der Schmerz des Sohnes um die dahingeshiedenen innig geliebten Eltern; Uhland weiß aber auch in der Seele Anderer zu lesen und zu verkünden, was er dort gelesen. Welcher Mutter, der der Tod ein liebes Kind entrissen, hat der Dichter nicht aus der Seele gesprochen, wenn er ihr in dem Zwiegespräch „Mutter und Kind“ die Worte in den Mund legt:

Blicke zum Himmel, mein Kind! dort wohnt dir ein seliger Bruder:
Weil er mich nimmer betrübt, führten die Engel ihn hin!

Aber die Thräne der Wehmuth, welche bei diesen Worten über ihre Wange schleichen wird, wird gewiß von einem herzinnigen Lächeln hinweggeschenkt, wenn sie die naive Antwort des Kindes vernimmt:

Daß kein Engel mich je von der liebenden Brust dir entführe,
Mutter, so sage du mir, wie ich betrüben dich kann!

Dahin gehört auch das Liedchen, welches Uhland im Jahre 1859 auf den Tod eines Kindes gebichtet hat, welches als eine seiner letzten Dichtergaben diese Lyrik des Grabes schließen mag:

Du kamst, du gingst mit leiser Spur,
Ein flücht'ger Gast im Erdenland;
Woher? wohin? wir wissen nur:
Aus Gottes Hand in Gottes Hand.

Dies Gedicht führt uns zugleich auf einen andern Grundzug der Uhland'schen Lyrik: es ist die tiefe Religiosität, welche mit seiner Freude an der Natur Hand in Hand geht. Dieser religiöse Zug ist besonders ausgeprägt in folgenden Liedern, welche in herrlichen Compositionen Lieblingslieder des singenden Deutschlands geworden sind: Schäfers Sonntagslieb, des Knaben Berglied und die Capelle. Derselbe religiöse Zug kehrt auch wieder in der Allegorie „Die verlorne Kirche“, in welcher der Dichter von einem dumpfen Läuten erzählt, welches man manchmal im fernen Walde vernehme und wie er auch einmal weit in den Wald hineingegangen sei und sich aus der Verderbniß dieser Zeit — das Gedicht ist aus dem Jahre 1812 — zu Gott hingeseht habe. Da habe er selbst der Glocke wonnevollen Klang gehört und von dem Klange hinweggezogen, habe er eines Münsters stolzen Bau geschaut, der mit des Thurmes Spitze im sel'gen Himmel zu verschweben schien. Auch in den Dom sei er getreten und am Altar, von Lieb' und Andacht ganz durchstrahlet, niedergekniet. Was er aber dort geschaut, das könne er nicht verrathen:

Was ich für Herrlichkeit geschaut
Mit still anbetendem Erstaunen,
Was ich gehört für sel'gen Laut,
Als Orgel mehr und als Posaunen:
Das steht nicht in der Worte Macht;
Doch wer darnach sich treulich sehnet,
Der nehme des Geläutes Aht,
Das in dem Walde dumpf ertönet!

Eine solche Religiosität macht natürlich nicht zum Rigoristen: Uhland ist und bleibt auch in seiner Lyrik der gemüthliche Schwabe und mehrere seiner Lieder sind Ergüsse der ergößlichsten Laune und kräftigsten Lebenslust. Schon die Ballade von den drei Burschen, die über den Rhein zogen, unter denen, wie wir wissen, Uhland selbst war, verräth es, daß er auf Reisen das Einkehren nicht zu vergessen pflegte und die Frage der drei Mufensöhne nach gutem Wein und Bier läßt uns das Uebrige errathen.

Wir haben aber außerdem noch specielle Trinklieder von Uhland, sogar noch aus späterer Zeit, welche beweisen, daß sein studentischer Humor auch im Philisterium nicht untergegangen ist. Ein solches Trinklied fängt an:

Wir sind nicht mehr am ersten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauschet und was brauset —

Und nun machen die Zecher in Gedanken eine weite, weite Reise; doch wir wollen dem Fluge ihrer Phantasie nicht folgen, sondern uns lieber nachher auf den Wogen des Gesanges dahin tragen lassen, wo es rauschet und brauset. Für jetzt wollen wir uns an einem andern Trinkliede ergözen, welches mit den Worten beginnt:

Was ist das für ein durstig Jahr! —

Es bezieht sich dies Lied zwar ursprünglich auf das Jahr 1816, in welchem es gedichtet ist; aber es wird wohl außer dem Jahre 1816 noch mehr durstige Jahre geben und an durstigen Kehlen wenigstens wird sicherlich auch heute noch kein Mangel sein. Deshalb will ich es mittheilen:

Was ist das für ein durstig Jahr!
Die Kehle lechzt mir immerdar,
Die Leber dorrt mir ein.

Ich bin ein Fisch auf trockenem Sand,
Ich bin ein dürres Ackerland:
O schaff mir, schaff mir Wein!

Was weht doch jetzt für trockne Luft!
Kein Regen hilft, kein Thau, kein Duft,
Kein Trunk will mir gedeihn.

Ich trink' den allertiefsten Zug
Und dennoch wird mir's nie genug,
Fällt wie auf heißen Stein.

Was herrscht doch für ein hitzger Stern!
Es zehrt mir recht am innern Kern
Und macht mir Herzenspein.

Man dächte wohl, ich sei verliebt;
Ja, ja, die mir zu trinken giebt,
Soll meine Liebste sein.

Und wenn es euch wie mir ergeht,
So betet, daß der Wein geräth,
Ihr Trinker insgemein.

O heil'ger Urban, schaff' uns Trost!
Gieb heuer uns viel edeln Most,
Daß wir dich beneidin!

Aber auch damit haben wir die Tonleiter der Uhländ'schen Lyrik noch nicht ganz durchlaufen. Bedacht sind bis jetzt mit entsprechenden Liedern: die Gefühlvollen, die für die Schönheiten der Natur schwärmen; die Frommen, die überall andächtig sein können, weil sie überall in Gottes Tempel sind; die Tiefbetrübten, deren Liebste der Schooß der kühlen Erde birgt; die Liebenden, die der Liebe Lust und Leid gekostet haben; die fideleu Becher, die Ritter vom Faß, bei denen es in der Regel heißt:

Wir sind nicht mehr am ersten Glas!

Da vermißt Mancher gewiß zunächst noch diejenigen Geister, welche für einen noch materielleren Genuß, für das Essen, schwärmen. Wenn die Poesie aber wirklich das Mädchen aus der Fremde ist, welches für Jedem eine Gabe hat, und Uhländ ein ächter Dichter ist; so dürfen auch diese nicht unbeschenkt nach Hause gehn. Und in der That hat Uhländ auch sie bedacht. Denn eins seiner zartesten Lieder „Das Metzelsuppenlied“ hat er speciell für diese Ritter von der Gabel gebichtet. Ich erlaube mir, dasselbe ebenfalls mitzutheilen. Zunächst macht uns der Dichter mit der Situation bekannt:

Wir haben heut nach altem Brauch
Ein Schweinchen abgeschlachtet.

Dann heißt es weiter:

So säumet denn, ihr Freunde, nicht,
Die Würste zu verspeisen
Und laßt zum würzigen Gericht
Die Becher fleißig treisen!
Es reimt sich trefflich: Wein und Schwein,
Und paßt sich köstlich: Wurst und Durst,
Bei Würsten gilt's zu bürsten,

Auch unser edles Sauerkraut,
Wir sollens nicht vergessen:
Ein Deutscher hat's zuerst gebaut,
Drum ist's ein deutsches Essen.
Wenn sold' ein Fleischchen weiß und mild
Im Kraute liegt, das ist ein Bild,
Wie Venus in den Rosen.

Und wird von schönen Händen dann
Das schöne Fleisch zerleget,
Das ist, was einem deutschen Mann
Gar süß das Herz bewegt.
Gott Amor naht und lächelt still
Und denkt: nur daß, wer küssen will,
Zuvor den Mund sich wische!

Aber auch mit dieser Metzelsuppenpoesie haben wir die Tiefe der Uhländ'schen Lyrik noch nicht erschöpft.

Von den beiden Sängern, welche Uhländ in seiner Ballade „Des Sängers Fluch“

nach dem Schlosse des Königs, der Nichts sinnt als Schrecken, Nichts blüht als Wuth, Nichts spricht als Geißel und Nichts schreibt als Blut, ziehen läßt, um des Königs steinern Herz zu rühren, von diesen Sängern heißt es:

Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger gold'ner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit;
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Höhen, was Menschenherz erhebt.

Damit hat Uhland zugleich die Grundgedanken seiner eigenen Poesie, namentlich seiner lyrischen Poesie angegeben. Wir müssen also, wenn wir die ganze Skala der Uhland'schen Lyrik verfolgen wollen, auch noch derjenigen Lieder Uhland's gedenken, welche von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit handeln; denn auch davon hat Uhland gesungen und nicht allein gesungen, nein auch dafür gekämpft.

Er hielt es nicht für einen Raub, ein Dichter zu sein und gefiel sich nicht darin, von der Höhe seiner Dichterglorie verächtlich auf das politische Parteitreiben herabzublicken; sondern er stieg selbst in die Arena des politischen Kampfes herab, um auch seine Pflicht als Staatsbürger und Patriot zu erfüllen.

Das Wort „noblesse oblige“, d. h. Adel legt Verpflichtungen auf — dies Wort gilt auch von dem Geistesadel. Und diesen Verpflichtungen ist Uhland redlich nachgekommen. Was er gesungen hat, von einem guten Kameraden:

„Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern find'st du nit.
Die Trommel schlug zum Streite!
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt“ —

das gilt von ihm selbst zumeist: er war der gute Kamerad des deutschen Volks. Denn stets hat er mit demselben gleichen Schritt und Tritt gehalten, wenn es galt, zu kämpfen für Freiheit und Recht.

Und mit der Gabe des Gesanges, die ihm in so reichem Maße verliehen war, hat er nicht am wenigsten für die gute Sache des Rechts und der Freiheit gewirkt.

Freilich hat er nicht mit geharnischten Sonetten wie Rückert und zornigen Schlachtgesängen wie Arndt und Körner das Volk aufgerufen zum Kampfe für Freiheit und Vaterland gegen den korinthischen Unterbrücker. Die entscheidenden Schlachten waren schon geschlagen, als Uhland's patriotische Lyrik begann. Es kamen aber bald andere Fragen auf die Tagesordnung, nachdem die Franzosen aus dem Lande herausgeschlagen und der Friede gesichert war. In der Proclamation von Kalisch hatte man die Völker aufgerufen, „Freiheit und Unabhängigkeit, diese erwandten, aber unüberäußerlichen Stammgüter der Nation wieder erringen zu helfen“ und hatte dafür ausdrücklich die Wiedergeburt des deutschen Reichs verheißen nach einer Verfassung, wie sie „aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes hervorgehen würde.“ Nun war Freiheit und Unabhängigkeit errungen; es galt also nun noch, durch eine „aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes hervorgehende“ Verfassung ein freies und einiges Deutschland herzustellen. An der Lösung dieser Aufgabe war der Dichter Uhland ein Hauptmitarbeiter. Nun sang er:

Andre Zeiten, andre Mufen;
 Und in dieser ernsten Zeit
 Schütteret nichts mir so den Busen,
 Weckt mich so zum Viederstreit,
 Als wenn du mit Schwert und Wage,
 Themis, thronst in deiner Kraft
 Und die Völker rufft zur Klage,
 Könige zur Rechenschaft.

Und zwar war es zunächst der württembergische Verfassungstreit, welcher seine politische Lyrik weckte.

König Friedrich I. hatte nämlich schon im Anfang des Jahres 1815 seinem Lande eine Verfassung verliehen. Das württembergische Volk wollte aber von dieser Verfassung nichts wissen; denn die alte Verfassung, welche Friedrich I. in der Napoleonischen Zeit gewaltsam aufgehoben hatte, gewährte ungleich größere Rechte. Die Regierung konnte nach dieser alten württembergischen Verfassung ohne Genehmigung der Stände weder Krieg anfangen, noch neue Gesetze erlassen, noch irgend welche Steuern erheben. Und wenn die Regierung es doch that: wenn sie Steuern ausschrieb, welche die Stände nicht bewilligt hatten, so brauchten diese Steuern vom württembergischen Volke einfach nicht bezahlt zu werden. Auch war dafür gesorgt, daß das Land niemals ohne den Schutz der Verfassung war. Denn in der Zwischenzeit zwischen zwei Landtagen, wo also die Stände nicht versammelt waren, übte ein permanenter Ausschuß die Rechte der Stände. Und diese wichtigen Rechte besaß nicht etwa wie allenthalben sonst ausschließlich oder vorzugsweise der Adel. Die württembergischen Landstände bestanden vielmehr lediglich aus Geistlichkeit, Bürgern und Bauern; denn der landsässige Adel Württembergs gehörte bereits seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts zur Reichsritterschaft. Auch konnte kein Staatsbeamter zum ständischen Abgeordneten gewählt werden; ja ein solcher durfte nicht einmal der Wahl beiwohnen: es sollte eben jede Beeinflussung der Wahl unmöglich gemacht werden.

Das war die Magna charta Württembergs, das sogenannte alte gute Recht, für welches auch unser Dichter eintrat, zunächst mit dem zweiten seiner vaterländischen Lieder, welches die Ueberschrift führt: Das alte gute Recht.

Und wie Uhländ, so dachten auch die Stände, welche der König zur Entgegennahme der neuen Verfassung nach Stuttgart berufen hatte. Als der König nach Verlesung der neuen Verfassungsurkunde den Ständesaal verlassen hatte, faßte die Versammlung einstimmig den Beschluß, diese neue Verfassung nicht anzunehmen, sondern in einer Adresse an den König der Regierung eine Unterhandlung vorzuschlagen, um auf Grundlage der alten vom Könige widerrechtlich aufgehobenen Verfassung die nöthigen Aenderungen mit der Regierung zu vereinbaren. Ja, bei der darauf folgenden Adressdebatte wagte es sogar einer der Abgeordneten, der Buchhändler Cotta, an diejenigen Rechte zu erinnern, welche der Aufruf von Kalisch dem ganzen deutschen Volke verheißen hatte. Der König aber nahm die Adresse höchst ungnädig auf und erklärte auf das Bestimmteste, daß es bei der gegebenen Verfassung sein Bewenden haben müsse. Damit begann der württembergische Verfassungstreit, in welchem die öffentliche Meinung, deren getreues Echo Uhländ's vaterländische Lieder sind, ganz entschieden den Ständen beipflichtete. Man mußte es zwar in der Ordnung finden, daß die Rechte und Pflichten, welche nach der

alten Verfassung die bisherigen Stände, also Geistlichkeit, Bürger und Bauern gehabt hatten, auch auf die übrigen Klassen der Bevölkerung, auf Adel und Beamtenthum, ausgedehnt würden; aber man wollte sich die Rechte, die man nach dieser Verfassung schon besaß, nicht verkümmern lassen. Und während der Regierung Friedrichs I. hatte man hinreichend Gelegenheit gehabt, den Werth des alten guten Rechts schätzen zu lernen. König Friedrich I. hatte nach der gewaltsamen Aufhebung der Verfassung die Steuern willkürlich erhöht und vermehrt. Dieser deutsche Vitellius, wie man ihn nach einem der größten Schlemmer unter den römischen Kaisern genannt hat, hatte, wie sich aus Klübers Staatsarchiv ergibt, während seiner Regierung für seinen Hofstaat jährlich nicht weniger als 5½ Millionen Gulden verbraucht, also beinahe den dritten Theil der sämtlichen Staatseinnahmen. Das war gerade doppelt so viel, als der Hofetat des Königs von Preußen damals betrug und ungefähr zehn Mal so viel, als die Civilliste des Königs von Holland noch heute beträgt. Da kann man es den Württembergern wahrhaftig nicht verdenken, wenn sie mit aller Gewalt ihr altes gutes Recht wiederhaben wollten:

Das Recht, das mäßig Steuern schreibt,
Und wohl zu rechnen weiß,
Das an der Kasse sitzen bleibt
Und targt mit unserm Schweiß.

König Friedrich I. hatte ferner das Kirchengut mit dem Kammergut vereinigt und das Kirchengut nicht immer seiner eigentlichen Bestimmung gemäß zu kirchlichen und gelehrten Zwecken verwendet. Deshalb verlangte man wiederum die Trennung beider nach altem gutem Recht — nach dem Recht:

Das unser heiliges Kirchengut
Als Schutzpatron bewacht,
Das Wissenschaft und Geistesgluth
Getreulich nährt und facht.

Ferner hatte König Friedrich I., um keine Steuerzahler zu verlieren, seinen geplagten Unterthanen sogar noch die in der alten Verfassung verbürgte Freizügigkeit d. h. unter den damaligen Verhältnissen die Freiheit zum Auswandern beschränkt, also das einzige Mittel genommen, dem heillosen Drucke seiner Regierung zu entgehen. Auch dies Recht verlangte man wieder:

Das Recht, das jedem offen läßt
Den Zug in alle Welt,
Das uns allein durch Liebe fest
Am Mutterboden hält.

Aus allen diesen von Uhländ in recht zierlichen Versen vorgetragenen, aber darum gewiß nicht weniger schlagenden Gründen wollte man in Württemberg von der neuen Verfassung Nichts wissen. Aber man verwarf diese neue Verfassung auch noch aus einem andern Grunde: man wollte kein Geschenk der königlichen Gnade, sondern man wollte die künftige Verfassung auf Grund des alten Rechts als Vertrag mit dem Könige festgestellt wissen. Auch diesem Gedanken giebt Uhländ Ausdruck in einem seiner patriotischen Lieder. Im „Nachruf“ heißt es:

Noch ist kein Fürst so hoch gefürstet,
So auserwählt kein ird'scher Mann,
Daß, wenn die Welt nach Freiheit dürstet,
Er sie mit Freiheit tränken kann,

Daß er allein in seinen Händen
Den Reichthum alles Rechtes hält,
Um an die Völker auszuspenden,
So viel, so wenig ihm gefällt.

Die Gnade fließet aus vom Throne,
Das Recht ist ein gemeines Gut,
Es liegt in jedem Erdensohne,
Es quillt in uns wie Herzensblut;
Und wenn sich Männer frei erheben
Und trennlich schlagen Hand in Hand,
Dann tritt das inn're Recht in's Leben,
Und der Vertrag giebt ihm Bestand.

Und in einem andern Gedichte „Zum Christophstage 1817“ ermahnt er die Landstände, die wieder einberufen waren, um eine endgültige Erklärung für oder wider den vorgelegten Verfassungsentwurf abzugeben, zu entschiedenem Auftreten und männlichem Festhalten an dem für recht Erkannten, selbst auf die Gefahr hin, daß keine neue Verfassung zu Stande komme. Doch ich will das herrliche Gedicht selbst mittheilen:

Und wieder schwankt die ernste Wage,
Der alte Kampf belebt sich neu;
Jetzt kommen erst die rechten Tage,
Wo Korn sich sondern wird von Spreu,
Wo man den Falschen von dem Treuen
Gehrig unterscheiden kann,
Den Unerbrochenen von dem Scheuen,
Den halben von dem ganzen Mann.

Den wird man für erlaucht erkennen,
Der von dem Recht erleuchtet ist,
Den wird man einen Ritter nennen,
Der nie sein Ritterwort vergißt,
Den Geistlichen wird man verehren,
In dem sich regt der freie Geist,
Der wird als Bürger sich bewähren,
Der seine Burg zu schirmen weißt.

Jetzt wahret, Männer, eure Würde!
Steht auf zu männlichem Entscheid,
Damit ihr nicht dem Land zur Bürde,
Dem Ausland zum Gelächter seid!
Es ist soviel schon unterhandelt,
Es ist gesprochen fort und fort,
Es ist geschrieben und gesandtelt:
So spricht nun euer letztes Wort!

Und kann es nicht sein Ziel erstreben,
So tretet in das Volk zurück!
Daß ihr vom Rechte nichts vergeben,
Sei euch ein lohnend stolzes Glück,

Erharret ruhig und bedenket:
 Der Freiheit Morgen steigt herauf,
 Ein Gott ist's, der die Sonne lenket,
 Und unaufhaltfam ist ihr Lauf.

Und in der That der Freiheit Morgen stieg herauf. König Wilhelm, welcher mittlerweile in der Regierung gefolgt war, war der bessern Einsicht zugänglicher, als sein Vater; er brachte den württembergischen Verfassungskampf endlich zum Abschluß. Zum 13. Juli 1819 berief er die Stände nach Ludwigsburg und erklärte einer Deputation derselben, „daß er in einer Zeit außerordentlicher Umstände einen Weg wähle, welchen keine andre deutsche Regierung vor ihm betreten, den Weg, durch eine beiderseitig zu berathende freie Uebereinkunft das Grundgesetz als Vertrag, als Ausdruck beiderseitiger Ueberzeugung und Einwilligung einzuleiten.“ Es trat nun in Folge dieser wahrhaft königlichen Erklärung eine Commission zur Ausarbeitung einer neuen Verfassungsurkunde zusammen, welche aus königlichen Commissarien und Deputirten der Stände bestand und die Arbeiten derselben hatten einen so gedeihlichen Fortgang, daß schon im Anfang des September die Stände zu einer Plenarversammlung berufen werden konnten, um die Verhandlungen zum Abschluß zu bringen. Und am 25. September 1819 konnte diese so vereinbarte Verfassung als Staatsgrundgesetz des Königreichs verkündet werden.

So hatte also endlich doch das alte gute Recht gesiegt: das Nein der sogenannten Idealisten, dieser Männer der unwandelbaren Ueberzeugungstreue und unerschütterlichen Charakterfestigkeit hatte sich schließlich auch als die beste Praxis, als die einzig wirksame Maßregel erwiesen. Und einer dieser Idealisten, welcher mit den Klängen seiner Lyra den Gang des Kampfes begleitet hatte, Uhland war es auch, der dem Abschluß des Kampfes für das alte gute Recht mit dem Zauber der Dichtung die Weihe ertheilen sollte. Am 29. October 1819 wurde zur Feier der württembergischen Verfassung auf dem Hoftheater zu Stuttgart Uhland's Trauerspiel „Herzog Ernst von Schwaben“ aufgeführt und zu dieser Aufführung dichtete Uhland einen Prolog, welcher im Hinblick auf die glückliche Lösung des Conflictes mit den Worten schloß:

Noch steigen Götter auf die Erde nieder,
 Noch treten die Gedanken, die der Mensch
 Die höchsten achtet, in das Leben ein.
 Ja, mitten in der wildverwornnen Zeit
 Ersteht ein Fürst, vom eignen Geist bewegt,
 Und reicht hochherzig seinem Volk die Hand
 Zum freien Bund der Ordnung und des Rechts.
 Ihr habt's gesehen, Zeugen seid ihr alle;
 In ihre Tafeln grab' es die Geschichte!
 Heil diesem König, diesem Volke Heil!

Ja wohl konnte der Dichter sein Volk glücklich preisen, daß ihm ein König erstanden war, der ihm vertrauensvoll die Hand reichte zum freien Bunde der Ordnung und des Rechts — mitten in einer Zeit der Verwirrung und des Abfalls von den großen Ideen der Freiheitskriege. Denn trostlos war es noch sonst allerwärts im deutschen Vaterlande: die Feinde der Freiheit triumphirten ringsum. Deutschland hatte allerdings seit dem 8. Juni 1815 seine Bundesacte und nach dem Muster derselben seit dem 15. November 1816 seinen Bundestag; aber diese deutsche Bundesverfassung war alles Andere, nur nicht eine Verfassung aus dem ureigenen

Geiste des deutschen Volkes, wie sie in der Proclamation von Kalisch versprochen war. Es war in der That zur Wirklichkeit geworden, was Graf Münster auf dem Wiener Congreß nur als eine Möglichkeit ausgesprochen hatte: Wenn Deutschlands Hoffnungen auf Einheit und wahrhaftige innere Freiheit getäuscht würden, wäre alles Verdienst des Befreiungskrieges — nur eine glänzende Lüge.

Darum erhob unser Umland, welcher bei dem Kampfe für das Recht seines engeren württembergischen Vaterlandes doch sein größeres gesamtes deutsches Vaterland nicht aus dem Auge verloren hatte, wie ein zürnender Prophet des Alten Bundes seine Stimme, um die Völker zur Klage und die deutschen Fürsten zur Rechenschaft zu rufen. Da dichtete er die berühmte himmlische Botschaft:

Am 18. October 1816.

Wenn heut ein Geist herniederstiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein solcher, der im heiligen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,
Der sänge wohl auf deutscher Erde
Ein scharfes Lied, wie Schwertesstreich,
Nicht so, wie ich es künden werde,
Nein himmelsträftig, donnergleich:

Ihr Fürsten, seid zuerst befraget!
Vergaßt ihr jenen Tag der Schlacht,
An dem ihr auf den Knien laget
Und huldigtet der höhern Macht?
Wenn eure Schmach die Völker lösten,
Wenn ihre Treue sie erprobt,
So ißt an euch, nicht zu verträsten,
Zu leisten jetzt, was ihr gelobt.

Ihr Völker, die ihr viel gelitten,
Vergaßt auch ihr den schwülen Tag?
Das Herrlichste, was ihr erstritten,
Wie kommt's, daß es nicht frommen mag?
Bermalmt habt ihr die fremden Horden,
Doch innen hat sich nichts gehellt,
Und Freie seid ihr nicht geworden,
Wenn ihr das Recht nicht festgestellt.

Ihr Weisen, muß man euch berichten,
Die ihr doch Alles wissen wollt,
Wie die Einfältigen und Schlichten
Für klares Recht ihr Blut gezollt?
Meint ihr, daß in den heißen Gluthen
Die Zeit, ein Phönix, sich erneut,
Nur um die Eier auszubrüthen,
Die ihr geschäftig unterstreut?

Ihr Fürstenrath' und Hofmarschälle
Mit trübem Stern auf talter Brust,
Die ihr vom Kampf um Leipzigs Wälle,
Wohl gar bis heute nichts gewußt,

Vernehmt! an diesem heut'gen Tage
 Hielt Gott der Herr ein groß Gericht.
 Ihr aber hört nicht, was ich sage,
 Ihr glaubt an Geisterstimmen nicht.

Aber alle Mahnungen waren vergeblich, und die der Freiheit ungünstige Zeitströmung wurde auch verhängnißvoll für das Werk, zu dessen Zustandekommen unser Dichter so viel beigetragen hatte. Noch nicht 8 Tage nach Verkündigung der württembergischen Verfassung mußte in Folge der Karlsbader Beschlüsse der wichtige Artikel 28 derselben über die Freiheit der Presse und des Buchhandels aufgehoben und die Censur wieder eingeführt werden. Dieser Schlag und noch weitere Schläge trafen die württembergische Verfassung gerade zu einer Zeit, in welcher unser Dichter als Vertreter seiner Vaterstadt Tübingen der Kammer angehörte. Wir können ihm aber dahin nicht folgen; denn wir haben es hier nicht mit dem Abgeordneten, sondern mit dem Dichter und jetzt nur mit dem patriotischen Dichter zu thun. Seine patriotische Lyrik aber verstummte für eine geraume Zeit. Erst im Jahre 1834 läßt sie sich wieder vernehmen. Da giebt der Dichter seinem tiefen Schmerze über die trostlose Lage seines Vaterlandes Ausdruck in der poetischen Vision „Die Glockenhöhle“:

Ich weiß mir eine Grotte,
 Gewölbt mit Bergkrystalle;
 Die ist von einem Gotte
 Begabt mit felt'ner Halle:
 Was jemand sprach, was jemand sang,
 Das wird in ihr zu Glockenklang.

Dort tauschen zwei Beglückte,
 Bewegt von gleichem Triebe,
 Was längst die Herzen drückte,
 Das erste Ja der Liebe:
 Ein leises Glücklein stimmt so rein
 Zu einem lautern, vollern ein.

Dort lassen lust'ge Becher
 Sich auf der Felsbank nieder;
 Sie schwingen volle Becher
 Und singen trunk'ne Lieder!
 Nie klang die Grotte sowie heut
 Von Feuerlärm und Sturmgeläut.

Zween Männer, ernst und sinnig,
 Vereint durch heil'ge Bande,
 Sie reden dort so innig
 Vom deutschen Vaterlande
 Da tönt die tiefste Klust entlang
 Ein dumpfer Grabesglockenklang.

In einem andern Gedichte aus demselben Jahre mit der Ueberschrift „Wanderung“ hält Uhland eine Umschau im deutschen Vaterlande und berichtet, was er allda gesehen. Viel Erfreuliches ist es nicht, das können wir schon aus dem Schluß der „Glockenhöhle“ abnehmen; daher schließt er seine Wanderung mit den Worten:

Der Wahlspruch ist: Gott geb's;
Das Wappen ist die Schnecke,
Schildhalter ist der Krebs.

Als ich mir das entnommen,
Rehrt' ich den Stab nach Haus;
Wann einst das Heil gekommen,
Dann reiß' ich wieder aus:
Wohl werd' ichs nicht erleben,
Doch an der Sehnsucht Hand
Als Schatten noch durchschweben
Mein freies Vaterland.

Und in der That er hat es nicht erlebt. Ohne sein Vaterland, das er so sehr liebte, frei, groß und mächtig zu sehen, ist er von himmen geschieden am 13. November 1862 zu Tübingen in dem von Weinreben umrankten Hause an der Neckarbrücke, von dessen Söller er so oft hinabgeblickt in das schöne Neckarthal, hinüber nach den Bergen, wo er das herrliche Lied gedichtet: Das ist der Tag des Herrn! Einmal freilich schien es, als ob er die Zeit der Wiedergeburt Deutschlands noch erleben sollte.

Es war im Jahre 1848. Uhland war zunächst als Vertrauensmann der württembergischen Regierung beim Bundestage nach Frankfurt a. M. gegangen und trat dann als Abgeordneter seiner Vaterstadt in die deutsche Nationalversammlung, wo er unermüdblich thätig war für eine Einigung Deutschlands nach den Grundsätzen des Rechts und der Freiheit, wenn er auch nur selten als Redner in der Paulskirche aufgetreten ist.

Wir besitzen aus dieser Zeit eine Schilderung, welche uns mit treffenden Zügen die Persönlichkeit des greisen Uhland vergegenwärtigt. Ich kann es mir nicht versagen, dieselbe mitzutheilen. Sie findet sich in der „Reimchronik des Pfaffen Maurizius,“ wo die betreffende Stelle also lautet:

Der Uhland sprach — das singende Herz,
Vom schönen Schwabenlande —
Der Uhland war es — die Nachtigall,
Die holde und kampfbewährte —
Der deutschen Dichtung alter Marschall,
Mit rosenumwundenem Schwerte.
Der Uhland war's, des greises Haar
Wohl wie der Gletscher helle —
Doch unter'm Eise mächtig und klar
Springt noch der Jugend Quelle.
Er sprach vom Rauschen der Adria,
Vom Gruß der Alpherböne. —

Was er aber gesprochen und wie es kam, daß die Hoffnungen Deutschlands damals nicht in Erfüllung gingen, dies zu erörtern ist nicht meine Aufgabe. Denn ich habe Ihnen, verehrte Anwesende, nur versprochen, den Dichter Uhland und zwar nur den lyrischen Dichter zu schildern. Und dies mein Versprechen werde ich glauben erfüllt zu haben, wenn es mir gelungen sein sollte, daß Sie in dem, was ich Ihnen über Uhland's Lyrik und aus Uhland's Lyrik vorgetragen, einen Hauch seines Geistes verspürt haben.

